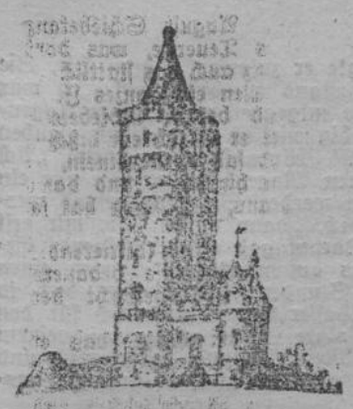
Nr. 2 Samstag, den 2. Februar 1924 2. Jahrgang



Der Wächter vom Kahlen Asten

Monatsbeilage zur Sauerländer Zeitung.
Druck und Verlag von Hans Albrecht, Brilon.

Vom Wandern.

Gar oft habe ich zur Sommerzeit in aller Herrgottsfrühe auf meinem Zimmer gesessen. Durch die weitgeöffneten Fenster drang die reine, kühle Morgensonne herein. Ein frischer, würziger Lufthauch brachte leise die Fenster zum Klingen, fächelte sanft meine Stirn und verfing sich dann in meinem nachtfeuchten Haar. Dann geschah es jedesmal, daß eine innere, geheimnisvolle Unruhe über mich kam, als wenn man sich von irgendwoher, man weiß es nicht, scharf beobachtet fühlt. Ich mußte meine Blicke zum Fenster hinaus lenken. Da schaute ich über die letzten Gärten des Städtchens hinaus auf die sommerbunte Flur, die sich im letzten Halbschlaf der Morgensonne entgegendehnte. Ein leichter, durchsichtiger Nebel stieg aus den Schluchten und Tälern, glänzte eine Weile in die Morgensonne und zerfloß dann langsam ins Nichts. Auf den Wiesen gleißte und glitzerte es wie von tausend Diamanten und Edelsteinen. Ueber den fruchtschweren Kornfeldern lag es wie eine herbe, keusche Melodie. Und so still war es draußen, daß man dem stillen Atemzuge der Natur lauschen konnte. Leise, unvermerkt war ich über all dem Schauen ins Träumen geraten. Längst hatte ich das Buch, das aufgeschlagen vor mir lag, vergessen. Als ich nun langsam meinen Blick von dem Bilde da draußen losfaugte, hatte der Morgenwind Seite um Seite umgeblättert. Was ich vorher gelesen hatte, wußte ich nicht mehr. Jetzt aber las ich den Namen Walter von der Vogelweide. Da gewann auf einmal der alte schweinslederne Foliant mit seinen schwarzen und roten krausen Zeichen für mich neues Leben. Blutwarm strömte es heraus aus Versen des mittelalterlichen Sängers, und was ich vorher nur studiert hatte, wurde zu einer wundervollen Wirklichkeit. Vor mir stand das Bild eines Gottbegnadeten, dem die Natur zum inner-Erlebnis wird, und der das Erschaute in zarten Gedichten voll innigen Gefühls ausspricht und als könne es nicht anders sein, hörte ich in der Ferne noch undeutlich den Gesang jugendfrischer Kehlen. Näher und näher kamen die Sänger und dann klang es hell und jubelnd durch die klare Morgenluft:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Und diese Melodie, so aus Sonnenschein, Himmelsblau und dem würzigen Duft des Waldes zusammengewebt, weckte den stillen Morgen auf. Von irgendwo antwortete plötzlich ein Echo. Im nahen Walde, der sich bis nahe ans Städtchen hinzog, wurde es merkwürdig schnell lebendig. Erst flötete es leise, dann klang es auf wie die glänzende Kadenz einer Klarinette, ein kurzer Trommelwirbel, und dann brach es mit ungestümer Gewalt los, das ganze Orchester des Waldes. Das klang auf und wogte durcheinander und wurde immer müde. Bald türmte es sich auf in mächtigen Akkorden zu einem urgewaltigen Hymnus, dann klang es wieder wie banges Flehen und das erstickte Weinen eines Kindes. Und dazwischen klangen immer wieder die hellen Stimmen der Wanderer:

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl und frischer Brust?

Und über all dieser Pracht und Herrlichkeit leuchtete der tiefblaue Himmel im warmen, goldenen Sonnenglanz. —

Und wenn es so durcheinanderklingt und durcheinanderwogt von Farben und Tönen, dann lehne ich mich weit zum Fenster hinaus und lausche, trinke die frische, erquickende Morgenluft in langen, durstigen Zügen. Die Sonne ist längst höher und höher gestiegen und die blassen Farben werden dunkler und leuchtender. Da habe ich auf einmal das Gefühl, als berühre mich jemand leise an der Schulter. Und wie ich mich ganz verstört umdrehe, scheint mir all der Glanz und die Pracht des Sommermorgens in eine längst vertraute Gestalt zusammengeflossen zu sein, und mir ist's als stehe der Eichendorffsche Taugenichts leibhaftig vor mir, mit lachenden Augen, die braune Fiedel unterm Arm, und fordere mich auf, mit hinauszuwandern in den prangenden Morgen.

Leise, wie aus Versehen, läßt er seine Finger über die Fiedel gleiten, daß sie leise anfängt zu klingen. Und es beginnt verräterisch um seine Mundwinkel zu spielen, wie ein listiges Lächeln. Da springe ich schon auf. Polternd fliegt der Stuhl zur Seite. Schnell schnüre ich mein Ränzel, greife zu Stock und Hut und eile ins Freie. — — Täuschen mich meine Sinne? Hinter mir höre ich es wie eine Fiedel klingen und dazu lauten, übermütigen Gesang:

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot.
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Glaube ich doch wahrhaftig, der Taugenichts, der zu allen Streichen aufgelegt ist, spottet und lacht hinter mir drein. Doch er ist es nicht. — — Hinter mir her kommt eine Schar junger Wanderer, voran zwei mit Fiedeln und bunten Bändern, mit kräftigem, sehnigem Schritt. An dem Klang der hellen Stimmen kenne ich sie wieder. Es sind die Wanderer, die schon in aller Frühe durchs Tal zogen. Sie haben, so dünkts mich, unser Städtchen angesehen und ziehen nun weiter. Da öffnet sich hier und da geräuschvoll das Fenster, ein Philister schaut verschlafen heraus, reibt sich die Augen und schüttelt verwundert den Kopf.

Ich bleibe stehen und lasse den Zug näher kommen. Die schweren, eisenbeschlagenen Schuhe klappern in engen Gassen, die festen Eichenstöcke schlagen dazu den Marsch-Rhythmus. Da schießt mir ein Gedanke durchs Hirn: Was wird jetzt wohl mein alter Nachbar Jost Siebenkram, der passionierte Langschläfer machen, bei all dem ungewohnten Lärm in der frühen Morgenstunde. Kaum aber habe ich den Gedanken zu Ende gedacht, da geht auch schon mit Gepolter das Fenster auf, daß die Scheiben klirren. Und die lange, hagere Gestalt Meister Siebenkrams, im Nachthemd, die Haare wirr um die Stirn, fängt an zu fluchen und zu toben. Doch die munteren Gesellen stören sich nicht daran. Speziell meinem alten Nachbarn zu Ehren erschallt es Da Capo, und noch übermütiger: Die Trägen, die zu Hause liegen. — — —

Da marschieren sie auch schon an mir vorbei, und ich schaue ihnen in die blitzenden Augen. Schnell schließe ich mich dem Zuge an, als wenn ich sie alle schon lange gekannt hätte. Ein kurzer, freudiger Gruß, und schon gehts weiter. Eine kurze Strecke marschieren wir noch auf der Straße, dann verhallen unsere Tritte auf dem weichen, moosigen Waldboden. Und indem wir in den schattigen, kühlen Wald einziehen, singen wir mit jubelndem Herzen den Endreim:

Den lieben Gott laß ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' auf's Best' bestellt.

All die Vögel im Walde stimmen ein in unsern Gesang. Wie ich zur Seite schaue, sehe ich tief im Waldesdunkel einsam ein Reh. Mit seinen dunklen, wunschlosen Augen schaut es uns an, nimmermehr erschrocken. — —

So ziehen wir dahin, in die Weite, ins Ungewisse, mit heiterem, sorglosen Sinn!

Wintermondnacht.

Von Hans Rothhardt-Steglitz.

Klingender Frost, schwarzsamten der Himmel, perlenübersät von funkelnden Sternen. Die Räder eines Lastwagens knirschen und quietschen im hartgefrorenen Schnee. Schellengeläute eines Schlittens singt rasch vorüber und lockt, lockt, hinaus in die Rätsel der Winternacht ...

Es sei! Das schlecht erwärmte Zimmer ist ohnehin kein Genuß. Also hinaus! Ein tüchtiger Mensch wird das Blut schon in Bewegung bringen. Die Vorstandt ist rasch durchschritten. Die kleinen Landhäuschen, die hinter Schneehecken wie winterliche Dornröschen in tiefem Schlummer träumen, bleiben zurück. Der ernste, stumme Föhrenwald mit seinem Schwermutszauber nimmt mich auf.

Eben steigt der Mond zwischen den Stämmen hoch. Wie eine blanke Seifenblase schwebt er kugelrund am schwarzen Himmelsvorhang entlang und gießt sein geisterhaftes Licht auf die Schneedecke herab. Die langen Föhrenstämme mit ihren mageren Wipfelkronen zeichnen scharfe Silhouetten in den bläulich-weißen, von Milliarden kleiner, zierlicher Kristalle blinkenden, glitzernden Schnee.

Ich bin ganz allein im Wald. Es ist Sonntag. Die Menschen sitzen jetzt wohl gesellig beieinander bei guten leiblichen Genüssen, scherzen, lachen und lassen sich's wohl sein. Mir ist es wohler hier draußen in der gleißenden Wintervollmondnacht, wo ich auf die tiefen Urträume der schlummernden Natur horchen kann.

Erstorben ist sie, erstarrt, totenstumm. Alles Leben scheint entwichen aus den klappernden Totengebein der kahlen Aeste an Busch und Baum ...

„Wer sagt dir das, du Narr!" klingt eine hohle, knarrende Stimme neben mir. Ich blicke mich erschrocken um, sehe aber nichts. Nur mein eigener Schatten wandert auf dem schmalen, weißen Wegbande mit mir, es scharf mit einem dicken, schwarzen Strich durchschneidend.

„Erstorben, tot nennst du das Leben des Winters, du stumpfsinniger Tor? — Sieh, tausendfältig ist das Leben der Winternacht! In jeder Sekunde wechselt das Bild. Lichtkegel schießen zwischen den Baumstämmen hervor wie kämpfende Schwerter. Die Mulden dort zwischen Hügeln sind milchweiße Seen, bis zum Rande gefüllt mit klarem Mondwasser, in dem die funkelnden Sternperlen auf- und niedersteigen. Und siehst du nicht den zarten Lichtdunst tief, tief im Walde, der auf- und niederwogt wie die Schleiergewänder der Luftalben? — Und sieh das Waldhüttlein dort, wie es aus seinem Schornstein seinen warmen Atem in die klare Winterluft ausstößt in langen, ruhigen Zügen! — Ich, den sie den Tod nennen in ihrem blinden Unverstand, sage es dir. Alles lebt von nun an bis in Ewigkeit. Nicht Lebensvernichter bin ich, sondern Lebensgestalter! — Aber komm, ich will dir die Wunder der Wintermondnacht offenbaren. Dein Auge sagt mir, daß es stärkere Kost sucht, als Alltagsaugen sehen dürfen!"

Obwohl ich keine Gestalt sah, zog es mich wie an Händen vorwärts. Ich folgte willig. Hinter den Stämmen wurde es lichter. Dort mußte der Waldsee liegen. Bald hatte ich ihn erreicht. Märchenhaft schön lag zur Linken im Vollmondlicht das Jagdschloß mit seinen vielen zackigen Giebeln, die sich über dem wuchtigen Eingangstor bizarr aufbauten wie eine kleine mittelalterliche Zauberstadt. Vor mir langgestreckt, unter dichtverschneiter Eisdecke ruhend, der See. In seiner Fläche zeichnen sich wie eine fein gearbeitete, zierliche Klöppelspitze die Kronen der bis an den See heranstehenden Föhren.

Ich lasse mich auf einer Ruhebank nieder, die hier an einem Halbrund am Seeufer stehen, und schaue hinaus in die flimmernde Winterpracht.

Da beginnt es auf dem See zu wogen und zu wallen. Ein dichter Schwarm von Schnee-Elfen bildet einen riesigen Kreis, der sich wie ein graziöser Ballettanz rundherum bewegt. Alle die Tänzerinnen haben Röckchen aus blinkenden Eiszapfen an, die aneinander klingen und dabei die lieblichste Musik machen. Im Haar haben sie schimmernde Perlenkettlein, und die Augen leuchten wie Sternenglanz. Nun tauchen aus der Mitte des Sees zwei riesige Gestalten auf. Aus einer zartsilberigen Nebelwolke lösen sich langsam ein gewaltiger weißer Hirsch mit einem herrlichen, wie aus klarem Glas geformten Geweih, das im Mondlicht strahlt und funkelt, und ein ungeheurer weißer Bär. Sie gehen erst langsam umeinander herum, um sich zu betrachten, während der Reigen der Schnee-Elfen sie umwogt.

Immer schneller und toller wirbelt nun der Tanz, die Musik wird klingender und aufreizender. Da stürmen die beiden Urtiere aufeinander los und verstricken sich in einem tobenden Kampfe. Schnee stürmt auf und braust in Silbersäulen um sie her. Das Klirren der Elfengewänder vermischt sich mit dem Krachen der Geweihe und mit dem tiefen Brummen des Bären.

Auf einmal ein ungeheurer Knall. Und alles ist wie der Blitz versunken und verschwunden. Ich schrecke auf. Teufel, sollte ich hier eingenickt sein und den Wintermondnachtsspuk geträumt haben? — Ein schmaler Spalt läuft vor mir über den See. Der war vorher nicht da! In der Ferne schüttet ein knarrendes Lachen und ein Gebrause wie abgerissene Worte:

„Menschlein, Menschlein, du sollst des Todes nicht spotten!" ...

Meine Glieder sind starr und steif. Da klingt ein Schlitten heran. Er nimmt mich gern auf. Wir sausen durch den klirrenden Wald. Schon winken die ersten Häuser und Laternenreihen.

Abschied.

Von Hans Ostwald.

Der Zug rollt ächzend vorwärts.

Alles schläft. — Das matte kleine Licht wirft von der Decke des Wagens seine zitternden Kringel über die auf den Bänken hockenden Reisenden.

Es ist eine mondlose Nacht — nur unbestimmte Schatten huschen am Zuge vorüber. Ab und zu streift der Lichtschein aus den Fenstern einen weißen Birkenstamm oder rote, aufragende Föhren.

Meilenweite, plattgemähte Felder liegen im lichtlosen Dunst rechts und links wie ein totes Meer.

Draußen so tot und müde wie die Menschen im Zuge, der ächzend und stoßend vorwärts rollt...

Auf der letzten Station ist eine Greisin eingetreten, die mit dem Kopf wackelt. Sie sitzt neben mir. Im Schlaf ist sie zu mir herübergesunken und liegt mit dem weißen, eingetrockneten Kopf an meiner Schulter.

Sie lächelt im Traum.

Als sie einstieg, lächelte sie auch so — dabei liefen ihr die Tränen über die grauen, verwitterten Backen in den zahnlosen Mund.

Auf dem Bahnsteig stand ihr Sohn. Er hielt seinen kleinen Knaben hoch, der seiner Großmutter Kußhände zuwarf.

Dann rückte der Zug an — sie beugte sich zum Fenster hinaus — auch noch, als der Zug schon eine Geleisbiegung verfolgte, so daß nichts mehr von dem Städtchen zu sehen war — sie schaute noch lange zurück. —

Als sie sich dann neben mich setzte, sagte sie, immer mit demselben friedlichen, entsagenden Lächeln:

„Nun werde ich wohl zufrieden sein können; — nun habe ich meinen Jungen doch wenigstens noch mal gesehen; — jetzt fahre ich nach Berlin und besuche noch meine Tochter — dann will ich ganz ruhig sterben."

„Aber Mutter! Sie werden doch noch nicht sterben wollen?"

„Wenn ich in Berlin gewesen bin, wenn ich in Berlin gewesen bin, — dann will ich gern Abschied vom Leben nehmen."

Sie wurde unruhig.

„Fahren wir noch lange? — Eine halbe Stunde noch? — Bloß noch eine kleine halbe Stunde und dann sehe ich meine Liese wieder, sie wird ja am Bahnhof sein, — bloß noch eine halbe Stunde, — bloß noch eine halbe Stunde."

Sie lächelte wieder und lispelte fortwährend mit ihrem zahnlosen Munde: „Bloß noch eine halbe Stunde." —

Damit lullte sie sich in Schlaf.

Die liebe Alte. —

— — — — — —

An Villenorten rollte der Zug vorbei. —

Wie die Alte neben mir lächelt — das Lächeln hatte sich ordentlich eingemeißelt in ihre Züge.

Sie will nur noch zu ihrer Tochter.

Jetzt leuchten die ersten, hochmastigen elektrischen Lampen durch unsere Wagenfenster — die Bahn weitet sich — hunderte — tausende von Wagen stehen zu beiden Seiten unseres Geleises.

Jetzt die ersten aufstrebenden Häuser — wie zerstreute, riesige Findlinge. — Am Himmel ein lichter Dunst in den Nachtwolken.

Die Reisenden erheben sich — sie ordnen ihr Gepäck schlaftrunken dehnen sie ihre Glieder.

Fünf Mädchen, die ihrer pommerschen Heimat zufahren, singen leise ein schelmisches Lied — sie kichern, als die ganze Schar plötzlich durcheinander geschüttelt wird.

Die Alte lächelt immer noch im Schlaf. —

Der Zug fährt langsam in die helle, hohe Halle ein.

Ich schüttle die Alte leise — sie schläft lächelnd weiter.

Nun muß der Zug gleich halten — dann springe ich wieder auf Berliner Pflaster.

Ade — Reise — Ade.

Jetzt wird wieder geschafft....

Der Zug steht — die Alte schläft noch. Ich lehne sie hintenüber und rufe sie an.

Sie schläft und lächelt. —

Ich rufe.

Sie schläft und lächelt. —

Ich greife ihre Hand — die ist kalt — die Alte hat auch Abschied genommen — von der größten Reise.

Sie schläft und lächelt. —

Sternschnuppen . . .

Fällt eine Sternschnuppe nieder
Blitzend am Firmament —
Da regt ein Wunsch sich wieder,
Der tief in der Seele brennt....

Es geht die alte Sage,
Daß, wenn ein Stern verglüht,
Dem heimlichen Herzenswunsche
Süßsel'ge Erfüllung blüht.

Die Lippe flüstert leise —
Das Herze pocht und bebt, —
Indes am Himmelskreise
Der Schein vorüberschwebt....

Du, Sternlein, laß dir sagen:
Flieh' nicht so rasch zurück!
Ich möcht's so gern befragen
Das liebe, liebe Glück....

Lippstadt. Elly Wagner.

Das Rezept.

Novellette von Emma-Haushofer-Mark.

Dem jungen Doktor Hans Seis stand plötzlich das Herz still vor Schrecken; er hatte das Gefühl, als bäumte sich ihm jedes einzelne Haar auf dem Kopf. Mit der Hand vor der Stirne, starrte er vor sich hin, wehrte sich gegen den furchtbaren Gedanken, der sich ihm aufdrängte, und ward die Zwangsvorstellung doch nicht los, sah immerfort wie mit Flammenlettern die unglückselige Zahl vor sich! Und gerade jetzt, heute, da ihm die Welt so schön erschienen war!

Man hatte ihn am Morgen auf die Villa gerufen, wo Herr von Wandershausen wohnte, der an heftigen Neuralgien erkrankt war. O diese Villa war nicht die nächste beste und Herr von Wangershausen nicht irgend ein gewöhnlicher zugereister Sommerfrischler! Nein, er war ihr Vater, und in der Villa wohnte sie! Die Reizende, Unvergleichliche, das junge Mädchen, an das er sein Herz verloren, seit er sie zum ersten Male gesehen, wie sie im schlichten, weißen Kleide, mit einem Blumenstrauß, durch die Wiese ging, das blonde Haupt von Sonne umflossen.

Schon auf dem Wege war er wie berauscht gewesen, wie ein Heiligtum war er in das Landhaus getreten und hatte mit klopfendem Herzen vor ihr gestanden, die ihm mit besorgtem Blick entgegenkam, mit einem so beseeligenden Vertrauen zu ihm aufschaute.

„Papa hat so schreckliche Schmerzen, Herr Doktor", sagte die süße, junge Stimme! „Vielen Dank, daß Sie gleich gekommen sind! Sie werden ihm helfen, nicht wahr?"

Die schöne, junge Gestalt hatte in seiner Nähe gestanden, als er seine Anordnungen traf, als er das Rezept schrieb. O Gott, o Gott! War er wirklich so benommen gewesen, so zerstreut durch ihren Anblick, daß ihm der entsetzliche Irrtum passieren konnte! Immerfort sah er das Blatt vor sich mit den paar Worten: Morphium hydrochloricum Aqua amygdalarum amarum 2/0.

Aber die erste Zahl! Aeffte ihn ein Dämon oder hatte er wirklich statt 0/2 2/0 hingesetzt? Warum kam ihm über die Dosis Morphium, die er aufgeschrieben, der folternde, der sinnverwirrende Zweifel? Wenn ihm in seiner verliebten Aufregung wirklich so der Kopf verwirrt gewesen war, wenn der Apotheker nicht die Einsicht gehabt hatte, den Fehler zu bemerken, dann war alles für ihn zu Ende! Nicht bloß jede Hoffnung auf die Erfüllung seiner Sehnsucht nach der blonden Anna — — auch seine ganze Zukunft! Hatte man dem Kranken schon ein paar Mal die starke Dosis Morphium gegeben, dann war es möglich, daß er nicht mehr erwachte! Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Aber er durfte sich ja nicht tatenlos der wahnsinnigen Verzweiflung hingeben! Noch konnte vielleicht das Schreckliche verhütet werden! Wie von den Furien gejagt, rannte er in die Apotheke. Es war nur der junge Provisor dar. „Ist die Medizin für Herrn von Wangershausen schon geholt worden?" stieß er hervor. „O ja, schon vor ein paar Stunden. Ich habe sie gleich gemacht." Er hatte offenbar nichts gemerkt. „Geben Sie mir das Rezept!" herrschte der Arzt ihn an.

Er hielt das Blatt in der Hand, und die Knie wankten ihm. Keine Täuschung! Es war, wie er gefürchtet. Da stand 2/0. Nur so viel Beherrschung blieb ihm noch, nicht sofort den jungen Mann zur Rechenschaft zu ziehen. Es war ja immer noch Zeit, ihm die Vorwürfe ins Gesicht zu schreien, die er verdient: Warum haben Sie nicht angerufen? Merkten Sie denn nicht, daß hier ein Irrtum vorlag? Es wäre Ihre Pflicht gewesen — denn Sie allein haften vor dem Gesetz! Aber er durfte ja jetzt keine Zeit verlieren! Hin zu der Villa! Vielleicht waren die Tropfen doch nur einmal gegeben worden! Sein Gesicht war bleich wie der Tod, als er das Fräulein rufen ließ.

„Wie geht es Ihrem Vater?" fragte er zitternd.

„Papa schläft. Ich bin so glücklich", sagte sie und ahnte nicht, wie ihn die Worte erschreckten. Er schlief, der Vater! Ob er noch einmal erwachte?

„Bitte, gnädiges Fräulein! Geben Sie mir das Fläschchen mit der Medizin — — Ich möchte riechen, untersuchen, ob das Mittel auch frisch war — —" stammelte er, kaum seiner Stimme mächtig.

Sie wurde verlegen. „Ich möchte ihn nicht wecken."

„Es wäre mir viel daran gelegen — —" flehte er dringender — — „Ich bin deshalb wieder gekommen."

Noch immer zögerte sie mit glutroten Wangen, suchte nach einer Ausrede. Und er stand da in Folterqualen und sein Herz schlug wie ein Hammer, und er blickte sie so todtraurig an, daß sie immer noch verwirrter wurde.

„Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein! Ich muß die Medizin sehen." Es klang so verzweifelt, daß sie tun mußte, was er verlangte und mit leisen Schritten in das Krankenzimmer schlich.

Minuten, die dem armen, jungen Doktor lang wurden wie Ewigkeiten. Endlich kam sie wieder, lächelnd und zuversichtlich. „Papa hat sich gar nicht geregt!" sagte sie beruhigt und merkte garnicht, wie er zusammenzuckte. Sie hielt das Fläschchen in der Hand verborgen, und da er danach greifen wollte, gestand sie in verlegener Hast: „Seien Sie nicht böse, Herr Doktor — — Ich wollte es Ihnen nicht sagen, um Sie nicht zu kränken. Papa hat nämlich eine solche Scheu vor Medikamenten — — er hat sich geweigert, die Tropfen zu nehmen" — —

Das Fläschchen, das sie ihm nun doch geben mußte, war unberührt, noch fest verstöpselt, wie es aus der Apotheke gekommen war.

Sie hatte niemals auf einem Menschengesicht einen solchen Ausdruck des Glücks gesehen, wie nun auf den hübschen Zügen des jungen Arztes. Er hatte Mühe, nicht zu jauchzen, sie in seiner Befreiung nicht zu umarmen...

„Um so besser, wenn die Natur sich selbst half!" sagte er mit einem Anlauf, das Gesicht zu wahren, die Wahrheit zu verbergen.

Aber während er die Medizin in die Tasche gleiten ließ, blickte er sie an, so erlöst, so dankbar, so strahlend, daß ihm ganz warm um das Herz wurde. Ihre Augen tauchten stumm ineinander, es war, als sprachen sie: Ich bin dir gut!

Aegyptischer Harem.

Der Begriff Harem wird vielfach irrig aufgefaßt. Man nimmt zumeist an, daß der Harem immer dem Aufenthalt mehrerer Frauen eines Mannes dient. Das ist unrichtig. Harem heißt die Wohnung der Frau, die Wohnung des Mannes Selamlik. Kein fremder Mann, außer dem Arzt, darf die Fabrikräume betreten, und wieder ist es dem Hausherrn untersagt, die Gemächer seiner Gattin aufzusuchen, wenn sie weibliche Gäste hat. Im Harem lebt alles, was an Weiblichkeit im Hause vorhanden ist: Gattin, Mütter, Verwandte — es sind immer welche da — und die Dienerinnen. Was männlich im Haushalt, befindet sich abgetrennt auf der anderen Seite im Selamik.

In Aegypten herrscht, wie Siddy Pal in der Aegyptischen Korrespondenz hervorhebt, Monogamie. Kein moderner Aegypter hat gleichzeitig mehrere Frauen. Es würde sich kaum ein ägyptisches Mädchen dazu verstehen, einen Mann zu heiraten, der eine Ehefrau im Hause hat, und diese wieder würden neben keiner zweiten weiterleben. Scheidung ist leicht, und es wird viel Gebrauch davon gemacht. Geschiedene Frauen finden bei Verwandten Aufnahme, betätigen sich im Haushalt, bilden Gesellschaft und Erziehung der Frau und heranwachsenden Töchter, heiraten auch wieder. In vornehmen Häusern wimmelt es von weiblichen Wesen allen Farbenschattierungen, vom lichtesten Bronzeton bis in das tiefste Schwarz. Ueberall finden sich Frauen und Mädchen, die als Kinder gekauft oder von der Straße aufgelesen, herangewachsen, den Harem bevölkern. Außerdem gibt es europäische Zofen, Erzieherinnen und Eunuchen als Begleitpersonen.

Die vornehme Dame, selbst die Frau des Mittelstandes geht niemals zu Fuß durch die Stadt. Sie fährt im offenen Auto oder Wagen, immer mit emporgeschlagenen Dach, zurückgelehnt, verschleiert, spazieren oder zu Besuchen. Was man an verschleierter Weiblichkeit in den Straßen sieht, gehört dem Kleinbürgertum oder der breiten Volksmasse an. Die elektrische Straßenbahn führt zweite und dritte Klasse, und in jeder das gesonderte Abteil für Frauen. Die mohammedanischen Frauen nehmen an dem Nachmittagskorso teil, der zu den Pyramiden führt, machen auch Ausfahrten längs des Nils und zum Zoologischen Garten außerhalb der Stadt. Dort steigen sie manchmal aus und gehen spazieren. Immer in Gruppen, gefolgt von Dienerinnen und Eunuchen, selten in Gesellschaft des Gatten. Der Mangel an Luft und Bewegung wirkt schädigend auf ihre Gesundheit. Das träge Leben, die vielen Süßigkeiten und Näschereien bei den Besuchen und Empfängen, der fortwährende Genuß des stark gezuckerten schwarzen Kaffees führen oft zu frühzeitiger Verfettung der schlanken Gestalten. Man sieht bildschöne junge Frauen von ungeheurem Körperumfang. Die elegante Aegypterin trachtet durch eifrige Gymnastik der drohenden Verfettung zu steuern, was ihr meist gelingt.

Die Männer entziehen sich mit Erfolg der Eintönigkeit des Haremlebens. Sie besuchen Theater, sind bei den Unterhaltungen der großen Hotels zu finden, vielfach in ziemlich skrupelloser fremdländischer weiblicher Gesellschaft. Unterdessen dämmert wertvolles mohammedanisches Frauenleben in der Abgeschlossenheit des Harems dahin. Es gibt wohl auch gute und zartfühlende Ehemänner. Ein junger Aegypter erzählte Siddy Pai mit zärtlichem Stolz von der Bildung seiner Frau. Sie beherrscht vollendet acht Sprachen, kennt die Literaturen und Kulturen der fremden Länder, musiziert, zeichnet und malt. Er sprach mit Bedauern davon, daß ihr geistig anregender Verkehr mit gebildeten Männern untersagt sei. „Warum?" Er zuckte die Achseln, seufzte und blickte schwermütig ins Weite. Es ist dem einzelnen nicht möglich, gegen Sitte, Ueberlieferungen und Religion aufzukommen. Innig befreundete Frauen kennen ihre gegenseitigen Gatten nicht, ebenso wenig die angeheirateten nahen Verwandten. Unter diesen Frauen gibt es viele, die eigensinnig am Althergebrachten festhalten.

Die Ausgrabung von Sodom und Gomorrha

Der in neuester Zeit immer intensiver sich äußernde Ausgrabungseifer der verschiedenen, in aller Welt gebildeten archäologischen Reisemissionen hat sich einem neuen interessanten Objekt zugewendet. Eine geistliche Körperschaft in St. Louis hat den Beschluß gefaßt, die antiken Sündenstädte Sodom und Gomorrha, die bekanntlich nach der biblischen Geschichte durch einen feurigen Regen von Pech und Schwefel verschüttet und zerstört wurden, auszugraben. Professor James A. Nogomery von der Universität von Philadelphia und Präsident der amerikanischen Schulen für orientalische Forschungen, kündigt an, daß die von dem theologischen Xenia-Seminar in St. Louis ausgerüstete Expedition sich unter Führung des Direktors Dr. Kyle kürzlich nach Jerusalem begeben habe, um von dort die Ausgrabungsstätte zu erreichen. An den Ausgrabungsarbeiten, von denen man in wissenschaftlichen Kreisen Amerikas und Englands interessante Ergebnisse erhofft, werden neben den genannten Gelehrten noch der Geologe Professor Day von der amerikanischen Universität in Beirut und Dr. W. F. Albright von der amerikanischen Schule in Jerusalem teilnehmen. Das Territorium, in dem die Ausgrabungen in großem Maßstabe vorgenommen werden sollten, ist am südlichen Ufer des Toten Meeres gelegen, in der Nähe der Gegend, wo vermutlich die Stadt Zoor sich befunden haben mag. In diesem Territorium befindet sich auch die berühmte Stelle, an der Loths Gattin nach der Bibel strafweise in eine Salzsäule verwandelt wurde. Bemerkenswert ist, das die Araber noch heute den fremdländischen Besuchern der heiligen Stätte ein Gebilde zeigen, daß sie als die antike Sehenswürdigkeit der „Lothschen Salzsäule" bezeichnen. Die Ausgrabung von Sodom und Gomorrha, wohl eine der seltsamsten wissenschaftlichen Freilegungsunternehmungen, die jemals ernstlich geplant wurden, wird noch im Laufe dieses Monats in Angriff genommen werden.

O weine nicht!

Wenn dir des Schicksals launenhafte Hand
den Traum zerriß, den sorgsam du gesponnen,
ist all dein Glück, das stolze, heißerkämpfte,
in nichts zerronnen:
o weine nicht!
Nach dunklen Regentagen leuchtet heller
der Sonne Licht.

Und wenn der Tod dir unbarmherzig nahm
das Liebste, was auf Erden dir beschieden,
hat man's gebettet unter Kirchhofsblüten
in Grabesfrieden:
o weine nicht!
Es gibt ein Wiedersehen über'n Sternen
im ew'gen Licht.

S. K.

Aus aller Welt.

Nicht übel gesagt.

Ein Pfarrer wurde gefragt, warum er im „Heuburger Volksblatt" keine Sonntagsbetrachtungen mehr schreibe. Die Antwort, die der Geistliche hierauf erteilte, war die:

„Ganz einfach, weil mich die Erfahrung die Nutzlosigkeit einer solchen Predigt gelehrt hat. Wenn auch ein Engel vom Himmel käme, er fände ebensowenig Gehör wie ich. Man klagt über die schlechten Zeiten und lebt doch in Saus und Braus. Deutschland zur Zeit der höchsten Blüte konnte sich den Luxus nicht leisten, der heute im „bettelarmen" Deutschland entfaltet wird. Man schimpft über die hohen Eisenbahntarife, feiert aber jeden Sonntag ein Gauverbandsfest, zu dem die Brudervereine des ganzen Gaues eingeladen werden und auch zahlreich erscheinen. Man jammert über die Hungerlöhne und Hungergehälter, und doch sieht die Kleiderpracht und die ganze Lebenshaltung so aus, als ob man „es" hätte. Wann sind so viele Feste gefeiert, wann so große Summen dem Vergnügen geopfert worden, wie in unserer Zeit?

Nein, ich rede nicht mehr vom Sparen. Mögen die Minister, die Volksvertreter, die Gemeinderäte, die Gemeindeverordneten nur recht wahnsinnige Ausgaben bewilligen! Allen, die ihr diese Zeilen lest, rufe ich zu: Jubelt und freuet Euch nach Herzenslust. Feiert Feste bis zur Erschöpfung. Schwinget das Tanzbein, bis es aus dem Gelenke springt. Saufet, bis die Gurgel platzt. Werfet das Geld zum Fenster hinaus, bis alle Straßen mit Papierfetzen gepflastert sind. Je fleißiger und rascher ihr diese Geschäfte besorgt, desto schneller wird auch den Halbblinden der Trümmerhaufen des Deutschen Reiches sichtbar werden. Bin ich dann noch am Leben, dann rufe ich Euch wieder und halte eine Predigt. Bis dahin empfehle ich Euch alle der Barmherzigkeit Gottes.

Wenn man den Worten dieses Pfarrers auch nicht in allem beistimmen kann, so enthalten sie doch in vielem eine bittere Wahrheit. Möge man sie darob in all den Kreisen, die es angeht, noch beherzigen, ehe es zu spät ist. Alle Reden können uns nicht helfen, die Gesundung unseres Staates kann nur durch die Gesundung unserer privaten Lebensauffassung kommen. Freilich, hier müßten gerade die sogenannten Gebildeten mit gutem Beispiel vorangehen. Den Reichgewordenen und Besitzenden gilt das Herrenwort: Wehe denen, die Aergernis geben.

** **Eine Schweninger Anekdote**, die zum Tode des Leibarztes von Bismarck interessieren dürfte, finden wir in dem eben erschienenen Buche des Oberförsters Westphal „Bismarck als Gushertr" (Verlag K. F. Koehler, Leipzig). Hier erfahren wir auch, wie solche Schweninger Kur aussah: „Als im Herbste 1888 Herr Behrend der Herrschaft mitgeteilt hatte, daß es mir gesundheitlich nicht gut gehe, verfügte der Fürst, daß Prof. Schweninger mir helfen solle. Ich mußte an diesen einen genauen Bericht einsenden, und wurde zum 22. Januar 1889 nach Berlin befohlen. Ich kam 6 Uhr nachmittags im Reichskanzlerpalais an und wurde gleich zum Essen eingeladen, bei dem Schweninger auch zugegen war. Nachdem die Tafel aufgehoben war, sagte dieser zu mir: „Westphal, heute hat die Untersuchung keinen Zweck mehr. Ich werde morgen früh kommen, bleiben Sie solange im Bett." Ich fragte: „Wann darf ich Sie erwarten, Herr Professor? Kann ich nicht vorher aufstehen?" — „Wann wollen Sie denn aufstehen?" Ich antwortete: „Schlafen werde ich von 5 Uhr an nicht mehr, aber ich kann ja länger liegen bleiben." Da rief Schweninger der Frau Fürstin zu, die am anderen Ende des großen Zimmers stand: „Frau Fürstin, denken Sie sich, Westphal verlangt von mir, daß ich ihn morgen früh um 5 Uhr untersuchen soll." Die Fürstin erwiderte lächelnd: „Westphal, dann geht ja der Professor erst schlafen." Am anderen Morgen 9 Uhr untersuchte mich Schweninger zum ersten Male, dann nochmals um 1 Uhr und wiederum am nächsten Tage. Schließlich sagte er zu mir: „Hören Sie, Sie sind um Ihren Gesundheitszustand zu beneiden." Ich war über dieses Urteil erstaunt und entgegnete nach einigen Augenblicken des Schweigens: „Ich bin wirklich magenkrank, glauben Sie denn, daß ich simuliere?" Worauf er erwiderte: „Ach was, mit Ihrem alten dummen Magen! Leben Sie nur ein halbes Jahr vernünftig, dann werden Sie schon gesund werden." — „Gut", entgegnete ich, „dann müssen Sie mir erst sagen, wie ich leben soll." Darauf gab er mir folgende Ernährungsvorschriften: morgens auf nüchternen Magen einen Salzhering, dann alle zwei Stunden feste Speisen, doch in kleinen Mengen dazwischen Wasser und Buttermilch für den Durst. Diese Lebensweise befolgte ich, so gut es bei meinem anstrengenden Dienst ging. Mein Zustand besserte sich und ich konnte meine Geschäfte wieder im ganzen Umfange ausüben.

** **Der Tod eines viel verkannten Mannes.** Der im ganzen Moselland und weit darüber hinaus bekannte Besitzer des Gasthofes „Zum Landsknecht", P. Nicolay in Cochem a. d. Mosel, ist in diesen Tagen gestorben. Seine Person hat in den von den ersten Kriegsnachrichten durchschwirrten Augusttagen 1914 im Brennpunkt des allgemeinen Interesses gestanden. Auf Grund des Gerüchtes, er habe den Cochemer Tunnel sprengen wollen und zu dem Zwecke einen unterirdischen Gang von seinem Hause bis zum Tunnel angelegt, wurde er seiner Zeit verhaftet. Es wurde sogar die Nachricht verbreitet, er sei auf der Festung Ehrenbreitstein erschossen worden. Das Gerücht hat sich als total unwahr herausgestellt. Nicolay war stets ein aufrechter Deutscher, der unter dem schmutzigen Verdachte damals sehr gelitten hat.

** **Die schneefreie Stadt.** Aus Wiesbaden wird berichtet: Eine Stadt, der auch der stärkste Schneefall nichts anhaben kann, ist die Thermenstadt Wiesbaden. Ihr ältester Stadtteil der rings um den Kranzplatz liegt, ist trotz des ungeheuren Schneefalles der letzten Wochen, der die Straßen der Neustadt und der näheren und weiteren Umgebung Wiesbadens meterhoch bedeckte, nicht nur vollkommen schnee- und eisfrei, sondern auch trocken geblieben. Die merkwürdige Erscheinung erklärt sich daraus, daß rings um den Kranzplatz nicht weniger als 30 heiße Mineralquellen entspringen, die mit einer Temperatur von49 bis 69 Grad als alkalische Kochsalzthermen zutage treten und sowohl zum Baden wie zum Trinken benutzt werden. Am Kranzplatz selbst, wo die Hauptquelle, der 69 Grad heiße Kochbrunnen, zutage tritt, dürfte sicher in erster Linie dieser zur Freihaltung des Platzes von Schnee und Eis beitragen. Die alten Römer hatten an der Stelle des heutigen Kranzplatzes ihre großartigen Bäderanlagen aufgebaut, deren Struktur in den anschaulichen Nachbildungen des Museums für Landeskunde zu erkennen ist. Wie weit das Gesamtquellengebiet sich erstreckt, erhellt daraus, daß neben dem Kranzplatz auch die Spiegel-, Gold- und Häfnergasse nicht nur vollständig schneefrei, sondern auch trocken sind, was nicht nur ein naturwissenschaftliches Phänomen darstellt, sondern auch von der Stadt Wiesbaden dankbar begrüßt werden dürfte, da sie für dieses ganze Stadtgebiet niemals Schneeschippergebühren zu bezahlen hat.

** **Ein Märchen vom Ursprung der Flöhe.** Der Tübinger Professor Enno Littmann hat ein Büchlein „Der morgenländische Floh" zusammengestellt, aus dem die Zeitschrift „Das Inselschiff" das folgende hübsche kurdische Märchen vom Ursprung der Flöhe mitteilt: Während der Sintflut strandete die Arche Noah auf einem Felsen und bekam ein Leck. Da nun Noah und die Seinen in Gefahr waren, den Fischen zum Opfer zu fallen, redete die Schlange Noah an und versprach ihm zu helfen, wenn er sie nach Abnahme der Flut mit menschlichem Fleisch speisen würde. In seiner Verlegenheit willigte Noah ein, und die Schlange rollte sich in dem Loche zusammen, sodaß kein Wasser mehr in das Schiff konnte. Als die Sintflut verlaufen war, forderte die Schlange ihre Belohnung. Noah aber fragte in heller Verzweiflung den Engel Gabriel um Rat, und warf auf dessen Geheiß die Schlange ins Feuer, in dem sie sogleich verbrannte. Die Asche aber warf er in die Höhe, daß die Winde sie wegbliesen. Sie verwandelte sich in kleine Insekten; es wurden Wanzen und Flöhe und derlei Ungeziefer daraus. Die plagen nun die armen Menschen bis zum Jüngsten Tage, und auf diese Weise genießt die alte Schlange ihre versprochene Speise.

= **Seine Frau erstochen.** Nach einer Meldung des „Lokalanzeigers" aus Hamburg stellte sich vorgestern Nacht auf einer Polizeiwache der Angestellte Guellich. Er gab an, seine Frau erstochen zu haben. Sie sei dem Trunke ergeben gewesen und habe ihn seit einigen Jahren vernachlässigt. Als er gestern abend nach Hause gekommen sei, habe er seine Frau wieder betrunken im Schlafzimmer aufgefunden. Er sei darüber so in Wut geraten, daß er sie erstochen habe. Die Frau wurde von der Polizei mit durchschnittener Halsader und einem Dolchstich im Herzen tot aufgefunden.

= **Großer Gemäldediebstahl.** Für 100 000 Goldmark Gemälde erbeuteten Mittwochnacht Einbrecher in einer Kunsthandlung in Hamburg, darunter befinden sich nicht weniger als 36 Bilder von Schildknecht, Dicknagel, Hildebrandt, Plettner-Ury u. a. Malern.

= **Großfeuer** brach am Freitag nachmittag in der Steingutgroßhandlung von Lehmann u. Maaß zu Hannover aus. Die Flammen schlugen haushoch aus dem Dache empor. Trotzdem die städtische Feuerwehr mit vielen Fahrzeugen sofort zur Stelle war, konnte das Feuer erst nach einigen Stunden und mit vieler Mühe gelöscht werden

= **Ein eigenartiges Trauerspiel** ereignete sich in Straßburg im Elsaß. Die Tochter eines Wirtes bediente einen Stammgast, der bei ihr ein Glas Wein bestellte. Kaum aber hatte er das Glas getrunken, als er tot zu Boden fiel. Da das Mädchen glaubte, sie hätte die Flasche verwechselt und somit der Gast vergiftet, verließ es in seiner Verzweiflung das Haus und ertränkte sich im Rhein. Wie später festgestellt wurde, ist der Gast einem Herzschlag erlegen.

= **Das Land der geschiedenen Frauen.** In der Tschechoslowakei zählt man augenblicklich rund 60 000 geschiedene Frauen, die sich nunmehr organisieren und ein Sekretariat zum Schutz ihrer Interessen errichten wollen.

= **Verbrennungstod.** Nach einer Depesche aus Pitsburg hat sich während einer Feuersbrunst in einer Petroleum-Raffinerie ein schrecklicher Unglücksfall ereignet. Als mehrere Feuerwehrleute von einer großen Leiter aus den Feuerherd mit Wasserstrahlen bekämpften, brach die Leiter plötzlich zusammen, und die Unglücklichen stürzten in einen brennenden Petroleumbehälter, von wo man nur mit großer Anstrengung die verkohlten Leichen bergen konnte.

= **30 000 Dollar für einen Lebenslauf!** Ein Londoner Buchhändler verfiel auf den Gedanken, die Memoiren Chaplins zu veröffentlichen. Er verhandelte mit dem Filmstar. Schließlich erklärte sich Chaplin bereit, seine Lebensgeschichte für den Londoner Verleger zu schreiben. Aber durch einen Zufall erfuhren auch zwei andere Verlagshäuser von dem Plan. Um den Konkurrenten auszustechen, überboten sie dessen Antrag um einige tausend Dollar. Chaplin versprach, das heißumstrittene Manuskript dem meistbietenden Verleger zu überlassen. Die Sache hat sich herumgesprochen. Und so bewerben sich gegenwärtig nicht weniger als acht Verleger um das teure Manuskript des Komikers. Die höchste Summe, die bisher geboten wurde, beträgt 30 000 Dollar.

= **50 Bergleute in Mexiko verschüttet.** In dem mexikanischen Bergwerke von Villa Humada, 80 Meilen südlich von El Paso wurden 50 mexikanische und amerikanische Bergleute durch ein Grubenunglück verschüttet.

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Hans Albrecht, Brilon.